Heinz Schlaffer

Die kurze Geschichte der deutschen Literatur

Carl Hanser Verlag
München 2002

Deutsch

Es fällt deutschen Studenten der Sinologie, der Gräzistik, auch der Romanistik und Anglistik nicht schwer, die Wahl ihres Faches mit einer besonderen Liebe zur Sprache und Literatur, zur Kunst und Kultur Chinas, Griechenlands, Frankreichs oder Englands zu begründen. Studenten der Germanistik dagegen weisen die Vermutung, eine Neigung zum vergangenen oder gegenwärtigen Deutschland habe sie zu diesem Studium geführt, verstört zurück. Unter Deutschen, die dem Anspruch auf moralische und politische Integrität genügen wollen, sind Liebeserklärungen an die deutsche Kultur undenkbar, zumindest unaussprechlich. Bereits in der Schule haben die Deutschlehrer diese Schranke durch zwei einander widersprechende und doch einander verstärkende Maximen errichtet, die nun für alle öffentlichen Stellungnahmen gelten: 1. Das Deutsche gibt es nicht (denn die Vorstellung von Nationalcharakteren ist nur ein Klischee); 2. das Deutsche kann nur (falls es vielleicht doch so etwas gegeben haben und immer noch oder gar wieder geben sollte) von Übel sein.

Wer sich mit deutscher Kultur beschäftigt, muß es bedenkenlos oder kritisch tun. Er darf mit dem Zufall der Geburt und der Erziehung entschuldigen, daß er gerade Deutsch spricht und deshalb – als Germanist – deutsche Literatur leichter versteht oder – als Dichter – leichter hervorbringt. In eine Anthologie deutscher Lyrik im 20. Jahrhundert, *Jahrhundertgedächtnis* (1998) genannt, nimmt der Herausgeber Harald Hartung ein programmatisches Gedicht Rainer Malkowskis auf, das ein offensichtlich belastetes Gedächtnis von den Bürden der historischen Erinnerung entlastet

und es allein an die territoriale Zufälligkeit von Geburt und kindlichem Spracherwerb bindet: »Alles, wonach ich zum erstenmal die Hand ausstreckte, hieß deutsch./ Mein Patriotismus beruht auf einer Buchstabenkombination./ Ist die Erinnerung an den Klang, den ein Ding gab, wenn es mit einem Wort zusammenstieß./ Nicht mehr. Nicht weniger./ Ich bin mein Gedächtnis – was sonst?« Was sonst? Nicht mehr? Das Gedächtnis am Ende des Jahrhunderts reicht nicht weit zurück. Malkowskis Vorschlag, die Zugehörigkeit zum Deutschen auf das Unvermeidliche, auf die deutsche Sprache nämlich, zu beschränken, darf als repräsentativ gelten: Die guten Deutschen geben sich heute durch die Anstrengung zu erkennen, lieber nicht zu den Deutschen zu gehören. Leichter fällt es ihnen, Hamburger oder Bayern zu sein, die das Gemeinsame, das Deutsche, lediglich als Mittel zur sprachlichen Kommunikation benötigen.

Wenn es das Deutsche gäbe, so müßte es allerdings von Übel sein, da es die Anlage zu den Verbrechen des Dritten Reichs einschließt. Diese begannen zwar erst 1933 und endeten 1945; aber die unbestreitbare Einsicht, daß nichts wirklich werden konnte, was nicht möglich war, wirft auf die gesamte deutsche Geschichte den Verdacht, Vorgeschichte eines ungeheuren Verbrechens gewesen zu sein. Wann hat diese Vorgeschichte begonnen? Mit den Freikorps nach 1918, mit dem Antisemitismus um 1900, mit dem Bayreuther Kreis, mit der Verklärung des Volkstümlichen und des Ursprünglichen in der Romantik, mit der Wendung von der Aufklärung zur Innerlichkeit, mit den Bauernkriegen? Mit Ernst Jünger, mit Richard Wagner, mit Ernst Moritz Arndt, mit Herder oder schon mit Luther? Für und gegen solche frühen Datierungen eines deutschen Sonder- und Irrwegs sind viele Gründe angeführt worden. Zumindest hat die anhaltende Diskussion zur Folge, daß kaum ein Phänomen der deutschen Geistesgeschichte von der Vermutung freigehalten worden ist, es habe, gewollt oder ungewollt, zur Vorbereitung des nationalistischen Denkens und nationalsozialistischen Handelns beigetragen. Deshalb ist bei den Nachgeborenen die Bereitschaft, in einer spezifisch deutschen Geschichte die Voraussetzung, gar die Prägung der eigenen Existenz zu erkennen und zu akzeptieren, verständlicherweise gering.

Fluchten vor dem Vaterland heißt eine 1999 bei Wagenbach erschienene Sammlung von Texten, die der intellektuellen Nicht-Übereinstimmung mit den deutschen Verhältnissen eine ehrwürdige Ahnenreihe von Kritikern, Verfolgten, Exilanten, wirklichen und »inneren« Emigranten verschafft. Sie läßt noch auf die amüsanteren Arten von »Fluchten«, auf Ferienreise und Ferienhaus im Ausland, den Abglanz heroischer Proteste gegen deutsche Identität fallen. Die Sehnsucht, nicht unter Deutschen sein zu wollen, die »deutsche Selbst-Antipathie«, wie Thomas Mann sie nannte, ist gute deutsche Tradition. Bereits im 18. Jahrhundert fiel ausländischen Beobachtern auf, daß es Deutschen peinlich ist, in der Fremde auf Landsleute zu treffen, während etwa Engländer ihresgleichen mit Freude begegnen. Andere Nationen wunderten sich, in welchem Maß die Deutschen gerade das Nicht-Deutsche bewunderten: im 17. Jahrhundert die römische und die französische Kultur, im 18. Jahrhundert die griechische und die englische – wozu sie freilich Grund genug hatten, da die weltliche Kultur in Deutschland an die antiken und westlichen Vorbilder nicht heranreichte. Aus dem paradoxen Wunsch, lieber anderswo zu Hause zu sein, gehen um 1800 die geglückte Reihe klassischer Übersetzungen und die neue Disziplin einer verstehenden Philologie fremder Literaturen hervor. (Erst im 19. und 20. Jahrhundert wurden die Deutschen zu Romantikern ihrer selbst und lebten, von mythisierender Rede berauscht, im eigenen Land, als wären sie in einem fremden.)

Von der Katastrophe des Dritten Reichs, ihrer Vor- und Nachgeschichte, sind die Germanisten und ihre Literaturgeschichtsschreibung in höherem Maße abhängig, als es ihnen selbst bewußt ist. Sie verbergen diese Abhängigkeit hinter der Diskussion von Methodenfragen und weichen damit der Überlegung aus, ob an der deutschen Literatur nicht doch etwas spezifisch Deutsches sei. Immerhin ist das unausgesprochene Problem insgeheim gegenwärtig, indem literarische Abwendungen von Deutschland oder politische Vertreibungen aus Deutschland die besondere Aufmerksamkeit und Einfühlung der Germanistik auf sich ziehen: von den deutschen Jakobinern bis zu den deutschen Juden. Seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts hat sich eine auffällige und fast einhellige Umwertung vollzogen: Schriftsteller, deren Stil typisch »deutsch« wirkt, galten nun weniger als die, denen dieses nicht genauer zu bestimmende Merkmal zu fehlen schien; Mörike galt weniger als Heine, Stifter weniger als Fontane. Es muß demnach, wenngleich in der Form der Negation, dennoch eine Vorstellung davon geben, was charakteristisch für die deutsche Literatur sei. Aber diese Vorstellung darf nicht ausgesprochen werden, weil ungewiß ist, ob dann nicht neben den negativen auch positive Aussagen über jene verdrängten deutschen Züge nötig würden; patriotischer Stolz, diese Vorstufe des Chauvinismus, könnte die Folge sein.

Gibt es also eine eigentümliche Geschichte der deutschen Literatur? Bevor noch diese bedenkliche Frage aufkommt, geht ihr die Befürchtung voraus, daß dadurch – unabhängig von jeder erdenklichen Antwort – nationalistische Klischees bestätigt würden. Bereits die Frage weckt den Verdacht, ein Beleg für die unselige Wissenschaftsgeschichte der Germanistik und nicht ein Schlüssel für die Geschichte der deutschen Literatur zu sein. Alles »Deutsche« in Literatur und Kunst wird heute als eine Folge ihrer Rezeption und Interpretation aufgefaßt und damit beiseite geschafft. Diese methodische Wende erlaubt es, deutsche Kunst- und Literaturgeschichte zu betreiben, ohne sagen zu müssen, was daran »deutsch« sei. Befreit atmet Hans Belting, dessen Buch *Die Deutschen und ihre Kunst* (1992) die falschen Antworten auf eine, wie er annimmt, falsche Frage referiert, im letzten Satz auf: »Das Problem, von dem die Rede ist, liegt heute nicht in der deutschen Kunst, sondern in der Geschichte ihrer Aneignung durch die Deutschen, von der dieser Essay handelt.« Der erste Satz in dem von Martin Warnke verfaßten Band einer *Geschichte der deutschen Kunst* (1999) braucht daher das Problem, das sich in Nichts aufgelöst hat, nur noch zu nennen, um es für immer abzutun: »Dieses Buch über die deutsche Kunst verwendet nicht einen Satz auf die Frage, was das Wesen deutscher Kunst ausmache.« Absichtsvoll wählt Warnke das früher so beliebte und heute so kompromittierende Wort »Wesen«: Es ist in der Tat nebulös genug, um die Sache, die es mehr verdeckt als enthüllt, absurd erscheinen zu lassen. Niemand möchte heute noch »Wesen« ergründen. Spräche er jedoch von »Eigenart«, so würde mancher Leser bezweifeln, ob der kategorische Ausschluß der Frage dem vorliegenden Problem gerecht wird. Wer ein Teilgebiet der europäischen Geschichte der Kunst und Literatur behandelt, eben das deutsche, muß doch annehmen, daß es sich durch benennbare Merkmale vom Ganzen unterscheidet – andernfalls wäre die Beschränkung eines Buchs auf dieses Teilgebiet sinnlos.

Gelehrte ebenso wie populäre Gesamtdarstellungen der deutschen Kunst gab es bis 1945 in großer Zahl, danach wurden sie – mit gebührendem Abstand – erst wieder in den neunziger Jahren gewagt. Deutsche Literaturgeschichten jedoch entstanden unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg nicht weniger als davor. Kunsthistorikern gegenüber hatten Literaturhistoriker den Vorteil, daß sie sich, um ihren Ge-

genstand abzugrenzen, mit der am wenigsten anstößigen Definition von »deutsch« begnügen konnten: Pragmatisch verstanden, bezeichnet dieses Adjektiv eine bestimmte Sprache, in der seit mehr als tausend Jahren auch Dichtung hervorgebracht wurde. Sprache überhaupt und eine Nationalsprache insbesondere sind konstitutive Elemente der Literatur. Bauwerke und Gemälde hingegen sprechen keine Nationalsprache, so daß hier das Merkmal »deutsch« eine größere Verlegenheit auslöst: Es muß geographisch, historisch, kulturell oder biographisch definiert werden. Das Kriterium der deutschen Sprache jedoch wirkt sinnfällig und korrekt zugleich, da es auch die Literatur Österreichs und der – von keinem politischen Argwohn verfolgten – deutschsprachigen Schweiz einschließt. In den letzten Jahren allerdings verstärkt sich die Neigung, Schweizer und Österreichische, ja sogar die Südtiroler Literatur als eigenständige Territorien zu betrachten, so daß der Oberbegriff nun »deutschsprachige Literatur« heißen müßte (und bei manchen auch schon so heißt), von der dann die deutsche deutschsprachige Literatur nur eine Unterabteilung wäre. Sprache ist ein notwendiges Unterscheidungsmerkmal der deutschen Literatur, aber kein hinreichendes. Käme es allein auf die Sprache an, dann müßten englische oder französische Dichtungen, sobald sie übersetzt sind, dem deutschen Leser wie deutsche Originale erscheinen. Auch verlieren die Werke Goethes, Jean Pauls, Novalis' in englischer Version für ein englisches Publikum nicht ihre Fremdheit. Es folgt einer ästhetischen Erfahrung und nicht nur einem Vorurteil, wenn es sie für »typisch deutsch« erklärt.

Auf die Frage, was der Grund solch spürbarer Unterschiede bei der Lektüre verschiedener Literaturen sei, geben die in den letzten Jahrzehnten entstandenen Literaturgeschichten keine Antwort, denn keiner ihrer Verfasser schrieb eine Geschichte der deutschen Literatur – er arbeitete lediglich an einer mit. Seit den sechziger Jahren sind, bedingt durch die Spezialisierung auf immer kleinere Teilbereiche, Literaturgeschichten nichts anderes als mehr oder weniger heterogene Zusammenstellungen von Beiträgen mehrerer Spezialisten, denen je ein historischer Abschnitt von etwa zehn bis hundert Jahren zugewiesen wurde. Keiner von ihnen also mußte sich Gedanken über das Ganze machen. Einleitungen zu solchen Sammelbänden begnügten sich damit, methodische Maximen und organisatorische Schwierigkeiten darzulegen. Die Synthese zu einer Gesamtgeschichte der deutschen Literatur bleibt dem Leser überlassen, der jedoch seinerseits meist nur bestimmte Partien aus dem ein- oder mehrbändigen Werk zu seiner speziellen Unterrichtung auswählt. Unbedenkliche Produktion von Literaturgeschichten vertrug sich gut mit dem Verzicht auf die Fragestellung, ob die deutsche Literatur über die Inkohärenz einzelner Epochenabschnitte hinaus nicht doch eine innere Kohärenz besitze.

Die Bedeutung der Literatur erschöpft sich nicht in einer Geschichte der Literatur. Da zumindest einige der poetischen Werke (ihrer Absicht nach sogar alle) die Zeit, in der sie entstanden sind, überdauern, kann die historische An- und Zuordnung der Autoren nicht der Wirkung ihrer Werke bei der Nachwelt gerecht werden. Gewiß war es eine Bornierung der vom historischen Denken des 19. Jahrhunderts geprägten Germanistik, als ihre vornehmste Aufgabe die geschichtliche Darstellung der deutschen Literatur anzusehen; und es ist zweifellos ein Gewinn der neueren Literaturwissenschaft, daß sie sich, über das Historische hinaus, auch anderen Aspekten der Dichtung zuwendet: dem Einzelwerk, den Gattungen, der Sprache, der Poetik, den Institutionen der Literatur. Diesen ästhetisch und soziologisch begründeten Aufgaben steht die Gesamtheit der deutschen Literatur als Anwendungsgebiet zur Verfügung, ohne

daß sich die alte Aufgabe, die nationale Identität dieses Gebiets zu erweisen, dabei noch stellen müßte. Man verläßt sich auf die Faktizität der Konvention: Seit dem frühen Mittelalter gibt es deutsche Literatur (es wird sich zeigen, daß dies eine Erfindung der Germanistik ist), und vor allem gibt es (dies ist keine Erfindung) Professuren und Studiengänge, die nach ihr benannt sind. »Deutsch« meint also in der heutigen Literaturwissenschaft nicht mehr als eines der vielen Adjektive, die der als förderlich oder unvermeidlich angesehenen Spezialisierung der Wissenschaften ein Kriterium der Abgrenzung gegen andere – etwa romanistische, anglistische – Spezialgebiete liefern.

In der Methodik des Fachs tritt das Wort »national« lediglich dann auf, wenn es durch die Vorsilbe »inter-« aufgehoben wird. Die gegenwärtige Germanistik schätzt und prämiert alle internationalen, interkulturellen und interdisziplinären Unternehmungen. Die Emphase, mit der sie propagiert werden, läßt ein versteckt wirksames Neben- oder Hauptmotiv vermuten: Die Germanistik flieht vor ihrem eigenen Begriff und der an ihn gebundenen Zumutung, den Umriß des Faches aus der Einheit seines Gegenstandes »*deutsche* Literatur« herleiten zu müssen. Der englische Historiker Timothy Garton Ash hat in seinem Buch *Im Namen Europas* behauptet, daß die deutsche Politik seit 1945 ihre nationalen Interessen nicht mehr offen auszusprechen wage und sie deshalb, scheinbar uneigennützig, als Ziele der Europäischen Gemeinschaft verfolge. Eine ähnliche Strategie leitet die deutsche Literaturwissenschaft: Nur dann darf sie weiterhin vom Eigenen sprechen, wenn sie so tut, als spräche sie nicht davon.

Mit Recht schreckt die Überlegung, ob der deutschen Literatur etwas Spezifisches über ihre Sprache hinaus eigne, vor den falschen Antworten zurück, die solche Überlegungen bis 1945 erhielten, ehe sie dann wegen ihrer fatalen Implikationen und Konsequenzen verstummten. 1927 hatte Eduard Wechssler den »Versuch einer Wesenskunde des Deutschen und des Franzosen« unter den antagonistischen Titel *Esprit und Geist* gestellt. »Wesenskunde« beruhte auf der Annahme, es gäbe stabile, durch Rasse, Herkunft, Sprache unterschiedene Nationalcharaktere, und deren »Wesen« lasse sich als innere Einheit in kulturellen Zeugnissen, insbesondere der Literatur, feststellen. Dabei mußten die historischen Unterschiede vom frühen Mittelalter bis zur Moderne ebenso vernachlässigt werden wie die kulturellen Unterschiede zwischen den oberen und unteren Bevölkerungsschichten. Literatur war – was die völkische Ideologie nicht wahrhaben wollte – stets das Privileg einer Oberschicht gewesen, die sich damit in bewußten Gegensatz zum Geschmack des »Volkes« setzte. Zu ihm gelangten nur entstellte Teile der hohen (d.h. den höheren Ständen dienstbaren) Literatur – was nicht ausschloß, daß eben aus diesem »abgesunkenen Kulturgut« die literarische Produktion der Gebildeten neue Anregungen zog. Lieder der höfischen Gesellschaft im Mittelalter wurden zu sogenannten Volksliedern »zersungen«, die, in *Des Knaben Wunderhorn* gesammelt, nun ihrerseits romantische Gedichte inspirierten, von denen einige wieder den Status von Volksliedern erlangten. Doch dieses täuschende Spiel gegenseitiger Entlehnungen ist noch kein Beweis für die kulturelle Homogenität einer ganzen Nation. Eigentümlichkeiten der deutschen Literatur sind nicht aus einem – lediglich vermuteten – Wesenszug der Gesamtbevölkerung herzuleiten, sondern aus der Bildungsgeschichte ihrer kulturellen Elite. Nur indirekt hängt auch ihre Prägung mit der politischen und sozialen Geschichte aller Deutschen zusammen.

Der Versuch, spezifisch deutsche Bedingungen und Eigenschaften der deutschen Literatur auszumachen, kann sich auf Beobachtungen vor allem angelsächsischer Germa-

nisten stützen. Sie sind, anders als ihre deutschen Kollegen, nicht durch Ängste und Verbote eingeschränkt; dazu kommt, daß für sie die deutsche Literatur fremdartig und daher erklärungsbedürftig ist. Problemstellungen und Erkenntnisse, wie sie in Eric A. Blackalls Buch *The Emergence of German as a Literary Language* (1959; deutsch 1966), in Theodore Ziolkowskis *German Romanticism and Its Institutions* (1990; deutsch 1992) und im ersten Band von Nicholas Boyles *Goethe – The Poet and the Age* (1990; deutsch 1992) zu finden sind, haben in der bundesdeutschen Germanistik keine Entsprechung. Man muß in die Zeit um 1930 zurückgehen, um von den religionsgeschichtlichen Studien Herbert Schöfflers (besonders in *Deutscher Geist im 18. Jahrhundert*, 1956 gesammelt) sowie von den formgeschichtlichen Darstellungen Günther Müllers (*Geschichte des deutschen Lieds*, 1925) und Gottfried Zeißigs (*Die Überwindung der Rede im Drama*, 1930) vergleichbare Aufschlüsse über die deutsche Literatur zu erhalten.

Nicht zufällig sind die genannten Studien auf das 18. Jahrhundert konzentriert. In einer Spanne von weniger als fünfzig Jahren gelingt der deutschen Literatur, die bis 1750 europäischen Maßstäben nicht standhielt, eine unverhoffte Verwandlung, die bereits um 1800 Bewunderer in England, Skandinavien und Frankreich überraschte. Dieser plötzliche Aufschwung teilt die deutsche Literatur in zwei ungleiche Hälften: in eine lange Periode, da literarische Werke entstehen, die erst durch die Literaturhistoriker der Vergessenheit entrissen wurden und fast ausschließlich ihrem Gedächtnis überlassen sind; und in eine kurze Periode, in der Werke entstehen, die zur Weltliteratur zählen und noch heute zum Kanon des gebildeten Deutschen gehören, zumindest gehören sollten. Zwischen Gottsched und Lessing, zwischen Johann Gottfried Schnabel und Wieland, Hagedorn und Klopstock verläuft diese Grenze. Von ihr aus gesehen, ord-

nen sich die zwölfhundert Jahre einer Dichtung in deutscher Sprache zur Vor- und Nachgeschichte eines einzigen fruchtbaren Moments.

Die Kürze dieser *Kurzen Geschichte der deutschen Literatur* ist zweifach gerechtfertigt: methodisch, insofern sie sich auf jene Momente der deutschen Sozial-, Bildungs- und Geistesgeschichte beschränkt, die für die deutsche Literatur folgenreich waren; sachlich, insofern die Abschnitte, in denen eine im literarischen Gedächtnis der Nachwelt aufbewahrte Dichtung gelungen ist, in der deutschen Geschichte selten sind und zudem kurz. Was vor 1750 in deutscher Sprache geschrieben wurde und unserem modernen Begriff der Literatur entspricht, ist nahezu ausschließlich durch die Disziplin der Germanistik aufgespürt, veröffentlicht und kommentiert worden. (Einige Kirchenlieder muß man ausnehmen, die sich ohne akademische Nachhilfe vom 16. und 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart gehalten haben.) Ein verdienter Herausgeber barocker Dichtung weist stolz auf die Entdeckungen seines Faches auf diesem Gebiet hin: »man denke nur an die Leichabdankungen, die Florilegien und Collectaneen«. Aber von diesen und anderen Spezialitäten der deutschen Literatur im 17. Jahrhundert ist nichts ins Gedächtnis der Gebildeten eingegangen, die aus dieser Epoche immerhin die Werke Calderóns, Racines, Molières, vielleicht sogar die Robert Burtons und John Miltons gelesen haben. Zwar kennen sie manchen Titel altdeutscher Werke, aber zu einer wirklichen Lektüre des höfischen Versromans im Hochmittelalter, der didaktischen Dichtung im Spätmittelalter, der Narrenbücher des 16. Jahrhunderts, der Trauerspiele des 17. Jahrhunderts kommt es außerhalb germanistischer Seminare nicht. Die Ausgrabungen der Germanisten sind lediglich Umbettungen: von den Bibliotheken, in denen die Handschriften und halbverschollenen Drucke schlummerten, gelangen sie über Edition, Kom-

mentar und Interpretation wieder zurück in die ewige Ruhe der Bibliotheken – unter Umgehung der Leser, für die doch, so möchte man annehmen, der mühselige und kostspielige Aufwand gedacht war. Unablässig wächst die Zahl der von Germanisten bereitgestellten Texte aus vergangenen Jahrhunderten, während die Zahl der den Lesern bekannten Werke vergangener Jahrhunderte schrumpft. Viel wird geforscht, wenig gelesen. Versteht man unter Nationalliteratur die Gesamtheit der von einer Nationalphilologie herausgegebenen Texte, so ist die Geschichte der deutschen Literatur unüberschaubar lang und breit. Versteht man unter Nationalliteratur jedoch den Zusammenhang der im literarischen Gedächtnis lebendigen Werke, so ist die Geschichte der deutschen Literatur überschaubar kurz und konzentriert.

Widersprüchlich muß es erscheinen, daß die Deutschen zu den alten Kulturvölkern Europas gehören, im Mittelalter als Zentralmacht sich auf die Tradition des Imperium Romanum beriefen, und daß dennoch eine kontinuierlich wirksame literarische Überlieferung erst seit 250 Jahren besteht. Bei anderen europäischen Nationen besteht sie seit 500 Jahren – so in Frankreich, England, Spanien – oder gar seit 700 Jahren – so in Italien, wo sich die Erinnerung an Dante, Petrarca und Boccaccio bis heute nicht verloren hat. Deutsche Texte des Mittelalters und der frühen Neuzeit hingegen stehen wie eine fremde Literatur mehr außer- als innerhalb der literarischen Tradition in Deutschland. Als letzte unter den westeuropäischen Sprachen, lange nach der portugiesischen und selbst nach der niederländischen (die sich von der hochdeutschen getrennt hat), findet das Deutsche, von Gottsched auf den Weg und von Goethe ans Ziel gebracht, zur allgemein akzeptierten Gestalt einer Literatursprache, die dann auch zur grammatischen und stilistischen Norm nicht-literarischer Prosa wird. Traditionen sind in der Geschichte der deutschen Literatur so kurzlebig, daß

sie gar nicht Traditionen heißen dürften. Die Kenntnis althochdeutscher Dichtung geht nach 1150 verloren, die der mittelhochdeutschen nach 1450, die der frühen Neuzeit nach 1770. Die Geschichte der deutschen Literatur besteht aus einer Serie verlorener Anfänge, ehe es zu einem Anfang kam, der Bestand haben sollte. Die ältesten deutschen Werke, die das literarische Gedächtnis der Gebildeten ohne Unterbrechung bis heute behalten hat, sind Lessings Dramen, Goethes *Werther*, einige Gedichte Klopstocks, Bürgers, Claudius' und des jungen Goethe. Der von den Literaturgeschichten suggerierte Zusammenhang einer deutschen Literatur vom achten Jahrhundert bis zur Gegenwart ist eine erfundene Tradition. Sie wurde von Germanisten eben in der klassisch-romantischen Periode der deutschen Literatur behauptet, um den nationalen Anspruch auf ein uraltes Fundament zu stützen. So plötzlich trat im 18. Jahrhundert eine deutsche Literatur von höchstem Rang hervor, daß selbst die Zeitgenossen glaubten, es müßten vergessene Vorläufer in der deutschen Vergangenheit zu finden sein.

Charakteristisch für die Geschichte der deutschen Literatur ist, daß viele ihrer bedeutenden Werke nachträglich erst anerkannt, mitunter überhaupt erst konstituiert wurden – im Unterschied zu Italien, England, Spanien, Frankreich, wo die klassischen Autoren bereits unter den Lebenden ihr Publikum fanden. In Deutschland hat die Mitwelt meistens die falschen Bücher gelesen. Lichtenberg, Lenz, Novalis, Hölderlin, Kleist, Büchner, Robert Walser, Kafka, Benjamin sind Schriftsteller für die Nachwelt; Philologen mußten die »Werke«, die als solche gar nicht existierten (man denke an Lichtenbergs *Sudelbücher*, Hölderlins Hymnen, Benjamins *Passagen*), zusammenstellen und edieren, ehe sie als ein wesentlicher Teil der deutschen Literaturgeschichte erkannt wurden. Nicht einmal Goethes Spätwerk – vom *West-östlichen Divan* bis zum zweiten Teil des *Faust* – ist diesem

Schicksal der diskontinuierlichen Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte entgangen. Revision der bestehenden Rangfolge und Wiedergutmachung historischen Unrechts sind daher bis heute Hauptaufgaben der Germanistik. Obwohl es unzulässig ist, Geschichte im Konjunktiv zu schreiben, drängt dieses Mißgeschick der besten Dichter in Deutschland die Erwägung auf: »Was wäre gewesen, wenn ...« Was hätte etwa aus der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts werden können, wenn Hölderlin nicht wahnsinnig, Brentano nicht fromm geworden, Kleist, Grabbe, Büchner und Niebergall nicht so früh gestorben, und vor allem, wenn sie vom Publikum ihrer Zeit bemerkt worden wären?

Die Diskontinuität ihrer Geschichte und die Kürze ihrer Geltung verschaffen der deutschen Literatur höchstens eine negative und formale Einheit: Ihr fehlt gerade, was zum Begriff einer Nationalliteratur gehört. Es gibt jedoch auch eine positive und innere Einheit der deutschen Literatur, wirksam als Reichtum in ihren fruchtbaren und als Mangel in ihren dürftigen Zeiten. Diese Einheit wird durch das wechselnde, doch nie gleichgültige Verhältnis der deutschen Literatur zur christlichen Religion erzeugt, vor allem zu deren mystischen, protestantischen und pietistischen Richtungen (also zu Häresien, die sich behaupten konnten). Keine andere geistige Haltung hat die Bildungsgeschichte der deutschen Intelligenz seit dem Mittelalter und in besonderem Maße seit der Reformation so nachhaltig bestimmt wie die Religiosität – also nicht die Aura der Höfe, das Stilideal der Aristokratie, die empirische Erkundung der Welt, die antikisierenden Formspiele und Sinnenfreuden, wie sie die Dichtung in anderen europäischen Ländern prägte. Verzichteten die deutschen Dichter auf die intellektuelle Energie religiöser Herkunft, so gerieten sie in einen erborgten Formalismus; blieben sie in ihrer Nähe, so gewannen sie

daraus neuartige poetische Sprechweisen und Ideen, deren Glanz die Gebildeten den Glauben ans Christentum vergessen ließ und sie zum Glauben an die Poesie umstimmte.

Es wird sich zeigen, daß die Epochen der deutschen Literatur – ihr langes Verweilen in einem Zustand der Latenz, der unverhoffte Aufbruch im 18. Jahrhundert, der erste Höhepunkt 1770-1830, die Stagnation im 19. Jahrhundert, der zweite Höhepunkt 1900-1950 und schließlich ihr Ende – entscheidend durch ihr jeweiliges Verhältnis zur Religion bedingt sind (was auch die bewußte, wenngleich nicht ungerührte Abkehr von ihr einschließt). Gerade diesen besonderen Zug im Nationalcharakter der deutschen Literatur wollte die nationalistische Germanistik des 19. und 20. Jahrhunderts nicht wahrhaben, weil ihre Konstruktion einer Nationalliteratur jeweils der Idee eines liberalen, demokratischen, imperialistischen oder sozialistischen Staates gefügig war. Die Erinnerung an das einstige Ansehen von Kirche und Frömmigkeit hatte lediglich den Zweck, geschichtliche Hemmnisse zu benennen, die der Entstehung eines autarken deutschen Nationalstaats im Weg standen; daher durfte die überwundene Macht der Religion auch nicht an der Genese einer autarken deutschen Nationalliteratur beteiligt sein.

Diese kurze Geschichte der deutschen Literatur ist kein anschwellender Kirchengesang, der eine Rückkehr zu christlichen Werten – und sei es auch nur zur Beförderung der deutschen Literatur – anstimmen möchte. Der Verfasser hält es mit der radikalen Aufklärung: Jede Religion ist ein Irrtum, aber ein folgenreicher Irrtum. Zu dessen – seltenen – guten Folgen gehört das Beste an der deutschen Literatur. Man kann sich der Folgen erfreuen, ohne deren Ursachen zu verehren.